

I

Ich bin sehr dankbar für die große Ehre, die Sie mir heute zuteilwerden lassen, auch wenn ich nicht sicher bin, ob ich sie wirklich verdiene. Ich sage das nicht aus falscher Bescheidenheit, sondern weil ich bekannterweise nicht über die Qualifikation eines Wissenschaftlers der Jüdischen Studien verfüge, die der akademische Titel, den Sie mir heute verleihen, nahelegt. Trotzdem nehme ich Ihre großzügige Geste mit großer Freude an, gepaart allerdings mit einer gewissen Portion Demut.

Als ich über den heutigen Tag nachdachte, wurde mir bewusst, dass die Hochschule und das Jüdische Museum einiges gemeinsam haben. Erst einmal sind die Existenz und die Rolle, die beide heute in Deutschland spielen, ein wirkliches Wunder. Niemand hätte sich in den frühen Nachkriegsjahren im Schatten der Schoah vorstellen können, dass in Deutschland noch einmal irgendeine Form jüdischen Lebens, geschweige denn Institutionen wie die unseren, existieren und gedeihen würden. Als Leo Baeck seinen berühmten Ausspruch machte — «Die Epoche der Juden in Deutschland ist ein für alle Mal vorbei» —, war dies weniger eine Vorhersage als vielmehr die Feststellung einer augenscheinlichen Tatsache. Deutschland galt als ein Land, in dem kein Jude mit einem Funken Selbstrespekt jemals wieder leben konnte, sollte und würde. Als wenig später Gershom Sholem Hans Joachim Schoeps fragte, «Wie kann man in dieser Luft leben?», stellte auch er keine Frage, sondern drückte ein Gefühl aus, das überall von Juden geteilt wurde.

Und doch sind wir heute, in einem Deutschland, das – allen Voraussagen zum Trotz – wieder rund 250 000 jüdische Einwohner hat, die viert- oder fünftgrößte jüdische Gemeinde der Welt — und eine derjenigen, die am schnellsten wächst. In diesem neuen Jahrhundert ist das wiedervereinte Deutschland — noch so ein Wunder! — mit zu der wichtigsten Stätte des Judentums in Europa geworden. Es nimmt jüdische Einwanderer auf, gewährt ihnen die vollen Rechte und behandelt Juden würdig und rücksichtsvoll, sorgt sich um ihr Wohl und zeigt Verständnis für ihre tragische Geschichte im Nationalsozialismus, für den diese Nation volle Verantwortung übernommen hat.

Das religiöse und kulturelle jüdische Leben, organisiert in über hundert einzelnen Gemeinden und 23 Landesverbänden, ist aktiv und wächst. Die Anzahl der Rabbiner — es sind über 40 — hat sich in den vergangenen 20 Jahren verdoppelt. Viele Synagogen in Groß- und einigen kleineren Städten erfüllen

ihre Aufgaben, und im ganzen Land gibt es wieder jüdische Schulen, Museen und andere kulturelle Einrichtungen.

Niemand konnte ahnen, dass sich eine so erstaunliche Zahl von Juden wieder dazu entschließen würde, Deutschland zur Heimat zu machen. Nicht nur die beinahe 200.000 sogenannten Kontingentflüchtlinge, die in den neunziger Jahren aus der ehemaligen Sowjetunion kamen, sondern auch ein anhaltender Zufluss von anderen jüdischen Zuwanderern, viele von ihnen Enkel und Urenkel der Schoah-Generation, die überraschenderweise auch aus Ländern wie Israel und den Vereinigten Staaten hierher kommen.

Ich treffe sie oft, in Berlin und anderswo, unter ihnen geschätzte 20.000 oder mehr (meist junge) Israelis; etwa acht- bis zwölftausend von ihnen haben in den vergangenen fünf Jahren sogar die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen. Und, als ein weiteres Beispiel, habe ich von einem jungen amerikanischen Juden gelesen, einem Enkel von Holocaust-Überlebenden, der nicht nur hier lebt, sondern auch voller Stolz bei internationalen Hockeyspielen die deutschen Nationalfarben trägt.

Das jüdische Leben in Deutschland hat sich vertieft. Und so haben wir ein Zweites gemeinsam: Der anerkannte Platz, den unsere beiden Institutionen in Deutschland besetzen, ist ein Symbol für die Dauerhaftigkeit der Erneuerung des hiesigen jüdischen Lebens.

Eine dritte Gemeinsamkeit liegt in unseren eng verwandten Zielsetzungen: Ihre ist das Studium des Judentums und der jüdischen Religion, zusammen mit der Förderung des Verständnisses des Judentums in der deutschen Gesellschaft; unsere Aufgabe ist es, die zweitausendjährige Geschichte des deutschsprachigen Judentums zu vermitteln und gegenüber den deutschen Besuchern seine Relevanz für die heutige Welt herauszustellen.

Keiner von uns jedoch befasst sich unmittelbar mit der Zukunft — also mit dem jüdischen Leben in Deutschland in den kommenden Jahren und der Frage, wie ein stärker geeintes Europa und eine globalisierte Welt dieses Land für die Juden, die hier leben werden, prägen könnte. Und doch ist es faszinierend, die kontinuierliche Entwicklung des jüdischen Lebens in Deutschland zu beobachten und über die Zukunft für die jüdischen Bürger in diesem Land nachzudenken. Das erscheint mir nicht unwichtig, und darüber möchte ich heute etwas sagen.

II

Das deutsche Judentum gehört in den breiteren Kontext des heutigen jüdischen Lebens in der Diaspora. In den frühen Nachkriegsjahren, als eine Erneuerung des jüdischen Lebens in Deutschland abwegig schien, waren die künftige Kraft und Vitalität dieser Diaspora Gegenstand häufiger Diskussionen.

Nach 1948 übte der neue jüdische Heimatstaat eine starke psychologische Anziehung auf Juden in aller Welt aus, und große, aufeinanderfolgende Wellen von Zuwanderern aus Europa, dem Nahen Osten und Afrika fanden dort Zuflucht. Viele Beobachter erwarteten, dass das Anwachsen der jüdischen Bevölkerung Israels unaufhaltsam weitergehen würde, während das Diaspora-Judentum aus vielen Gründen stagnierte oder sogar im Niedergang begriffen war. Langfristig, glaubte man, würde die Zukunft des weltweiten Judentums in Israel liegen und nicht mehr in der restlichen Welt.

Neuere Entwicklungen werfen die Frage auf, ob diese Prognosen immer noch gerechtfertigt sind. Aus verschiedenen Gründen scheint Israel in jüngster Zeit nicht mehr die gleiche Anziehung auf Diaspora-Juden auszuüben wie früher. Israels jüdische Bevölkerung wächst nur noch langsam und am Horizont zeichnet sich keine neue größere Welle jüdischer Zuwanderung ab. Umgekehrt erweist sich das jüdische Leben außerhalb Israels — und nicht nur in Deutschland — als stärker und stabiler als erwartet; falls es Anzeichen für Stagnation oder Niedergang gibt, so sind diese schwer wahrzunehmen.

Die Vereinigten Staaten bleiben zahlenmäßig das größte Heimatland für Juden, doch auch die jüngsten Entwicklungen in Europa sind bezeichnend. Vor nur 20 Jahren schrieb Professor Wasserstein ein Buch mit dem Titel *The Vanishing Diaspora (Die Verschwindende Diaspora)*. Er verwies darin auf die Entwicklungen der Nachkriegszeit und argumentierte, dass das europäische Judentum dazu verdammt sei, zu zerfallen und in Vergessenheit zu geraten. In Westeuropa, so folgerte er, schrumpfe das europäische Judentum, dezimiert durch die Schoah; in Polen, dem Baltikum und anderswo in Osteuropa habe es sich auf winzige, überalterte jüdische Gemeinden verringert. So glaubte Wasserstein, das europäische Judentum befände sich praktisch auf dem besten Wege, zu verschwinden, bis auf — Zitat — «unbedeutende Nischen der Ultra-orthodoxie, vergleichbar mit den Amish in Pennsylvania». Ich würde mich nicht wundern, wenn Professor Wasserstein heute geneigt wäre, seinen pessimistischen Ausblick zu korrigieren. Denn auch jenseits des Wachstums in Deutschland scheint sich die Gesamtzahl der Juden, die in Europa leben, bei geschätzten 1,6 bis 1,8 Millionen stabilisiert zu haben, obwohl es schwer ist, in Deutschland und anderswo präzise Daten zu bekommen. In den größeren Ländern — Frankreich und Großbritannien zum Beispiel — sind die jüdischen

Gemeinden aktiv und sehr lebendig. In Osteuropa wie Polen, Ungarn und der Tschechischen Republik sind sie klein geblieben und haben sicherlich nichts mehr von ihrer Vorkriegsgröße behalten. Trotzdem schrumpfen auch sie nicht mehr — im Gegenteil: Es gibt Anzeichen, dass das jüdische Leben dort wiedererwacht, dass es sich allmählich, aber stetig erholt. «Es werden dort», bemerkte kürzlich ein Beobachter, «wieder jüdische Kinder geboren.»

Was die weltweite jüdische Gesamtbevölkerung von über 14 Millionen angeht, so sprechen die Zahlen ebenso für sich. Etwa 40 Prozent, oder 5,6 Millionen, nennen heute Israel ihre Heimat; 60 Prozent aber leben weiterhin in der Diaspora, und es gibt keine Anzeichen dafür, dass sich in nächster Zeit etwas daran ändern wird. Noch immer leben mehr Juden in Amerika als in Israel (2008 waren es etwa 6,5 Millionen). New York bleibt nach Tel Aviv mit Abstand die größte jüdische Stadt der Welt, in Los Angeles gibt es mehr Juden als in Haifa und in Paris leben mehr als in Be'er Sheva, Israels viertgrößter Stadt.

Ich meine Folgendes: Viele von uns werden, ob in Nord- oder Südamerika oder Europa — ja, auch in Deutschland —, weiterhin als Teil einer Minderheit leben, die selten mehr als ein bis zwei Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht. So ist es in den vergangenen 2000 Jahren gewesen, und so wird es aller Wahrscheinlichkeit nach auch in der Zukunft sein.

Wie man außerhalb Israels offen und fruchtbar als Jude leben kann, auch als Zionist (als jemand also, der die rechtmäßige Existenz eines jüdischen Staates befürwortet und unterstützt), und zugleich ein zufriedener Bürger eines anderen Landes sein kann — das wird wohl ein wichtiges Thema für uns alle und unsere Kinder und Enkel bleiben. Viele der Fragen, die das aufwirft, sind nicht neu; sie wurden schon von unseren Vorfahren diskutiert, solange wir zurückdenken können. Doch entstehen in diesem sich rasch wandelnden globalen Umfeld des 21. Jahrhunderts zusätzliche Herausforderungen und Chancen, die vielleicht ein neues Licht auf einige der alten Fragen werfen. Lassen Sie mich darum auf die besondere Situation in Deutschland zurückkommen.

III

Das deutsche Judentum hat einen tiefgreifenden Prozess des Wandels durchlaufen. Von einer kleinen Gemeinschaft Schoah-Überlebender und Rückkehrer hat es sich zu einer vielfach größeren Gruppe von mehr oder weniger neu Zugewanderten entwickelt. Und das Umfeld, in dem Juden heute in Deutschland leben, hat sich auch stark verändert und es entwickelt sich ständig weiter.

Zunächst war es eine sehr kleine Gruppe von jüdischen Menschen, die in den Groß- und ein paar kleineren Städten gelandet war und dort mehr oder weniger zusammengeballt unter sich lebte. Nur eine Handvoll von diesen in Deutschland verbliebenen Juden hatte historische Wurzeln in diesem Land. Die meisten waren ostjüdische Überlebende der Schoah und der sogenannten DP-Camps, Menschen mit nichtdeutscher Herkunft ohne emotionale Bindung an ein Land, in dem sie — eher zufällig, aus welchen Gründen auch immer — gelandet waren. Von den Deutschen lebten sie relativ abgeschottet. Misstrauisch, seelisch angeschlagen, entwurzelt, gab es kaum junge Leute unter ihnen. Die Zukunftsaussichten für diese jüdischen Gemeinden waren trüb. Sie waren im Kern eine Art Opfergemeinschaft und als solche wurden sie auch angesehen von einem Land voller Schuldgefühle; ein Land, das nach der Schoah vor allem darauf bedacht war, Juden nicht zu verletzen und mit besonderer Aufmerksamkeit und Privilegien zu unterstützen; ein Land, das sie mit nervöser Vorsicht behandelte, um die Verletzungen, die sie erlitten hatten, zu lindern — oder, soweit wie möglich, wiedergutzumachen.

Nur wenige dieser damaligen Juden hatten wirklich das Gefühl oder den Wunsch, zu dem Deutschland dazuzugehören, das allmählich aus den Trümmern des Krieges hervorging (ich beziehe mich hierbei auf die Bundesrepublik; in der DDR gab es bald kaum noch Juden, und ihre Situation war – wenngleich anders – kaum ermutigender oder hoffnungsvoller). Viele von ihnen sahen sich als Einwohner in Deutschland auf Zeit, und das entsprach auch dem Selbstbild des Zentralrats und der Gemeindevorstände, die diese Juden repräsentierten. Zusammengeschweißt durch ein gemeinsames Schicksal und eine unklare Zukunft, verfolgten sie gezielte, aber enge Interessen: die Wahrung ihrer Rechte, Wachsamkeit gegenüber erneuten Anzeichen von Antisemitismus, Schutz vor Diskriminierungen sowie Forderungen nach Wiedergutmachung und Entschädigung. Leitlinie ihres Lebens war einerseits ihre Religion und andererseits eine starke emotionale Verbundenheit mit Israel — nicht aber mit Deutschland.

Irgendwann aber wurde ihre dauerhafte Präsenz in diesem Land zu einer Realität. Kinder wurden geboren, Wurzeln geschlagen, Existenzen aufgebaut, und damit schwächte sich diese defensive,

abgeschottete Haltung, vor allem für die in Deutschland geborenen Nachkommen, allmählich ab.

Nichtsdestoweniger ist es weiterhin eine Tatsache, dass für die Generation der Überlebenden – jene also, die die Schoah am eigenen Leib erlebt haben – und die heutigen Vorstände in den Gemeinden und im Zentralrat, diese Haltung bis heute noch nicht ganz verschwunden ist. Ihre emotionale Bindung an Israel bleibt ausgesprochen stark, und eine parallele deutsche Identität schwer zu akzeptieren. Sie halten fest an ihrem Selbstbild, eine besondere Minderheit in Deutschland mit spezieller Geschichte und besonderen Rechten zu sein. Sie leben als Juden in Deutschland, nicht als deutsche Juden.

Die neue Realität lässt solche immer noch weit verbreiteten Auffassungen jedoch zunehmend obsolet wirken. Es ist an der Zeit, glaube ich, anzuerkennen, dass eine neue Auffassung notwendig ist, was Deutschsein, aber auch was gleichzeitig Jüdischsein bedeutet. Die Zahl der Juden in Deutschland ist um das Sechsfache gestiegen, es gibt mehr in Deutschland geborene junge Juden, und viele Neuankömmlinge aus den unterschiedlichsten Ländern. Viele von ihnen sind heute in das Leben in Deutschland voll integriert und benötigen keine spezielle Aufmerksamkeit oder besondere Obacht mehr. Studenten, Künstler, Akademiker, Freiberufler und Unternehmer — sie alle schämen sich nicht mehr, hier zu leben. Manche sind religiös, andere nicht; einige haben sich einer Gemeinde angeschlossen, die meisten nicht; kaum jemand von ihnen scheint ernsthafte Schwierigkeiten zu haben, sich Mitbürgern gegenüber als Jude zu definieren. Es gibt zwar noch offene Wiedergutmachungsfragen, doch für die meisten ist das kein brennendes Thema mehr. Auch ist der Antisemitismus hier nicht größer als anderswo, im Gegenteil: eher ist hier und da eine Art Philosemitismus zu bemerken.

Für die zweite und dritte Generation der in Deutschland geborenen oder zugewanderten Juden sind die Schoah und die Opfererfahrung nicht mehr der zentrale Bezugspunkt zu Deutschland. «Meine Großmutter hat ihre Lagernummer auf den Arm tätowiert, aber das bewegt mich heute nicht mehr. Es ist ein anderes Land geworden. Mir gefällt es hier. Ich habe deutsche Freunde und keinerlei Feindseligkeiten erlebt», so zitierten die Medien kürzlich einen jungen israelischen Einwanderer. Der amerikanische Hockeyspieler mit den deutschen Nationalfarben drückt sich ähnlich aus.

Deutschland hat auch kaum noch Ähnlichkeit mit der zerstörten, zerrissenen und schuldgezeichneten Nation der Nachkriegszeit. Die Nazis und Mitläufer von damals gibt es praktisch nicht mehr. Institutionen wie das Berliner Denkmal für die ermordeten Juden Europas, das Jüdische Museum in Berlin und ähnliche in vielen anderen deutschen Klein- und Großstädten zeugen heute von einer nationalen

Bereitschaft, die Vergangenheit anzuerkennen und die Existenz von jüdischen Nachbarn in Deutschland vorbehaltlos zu akzeptieren. Mit dem schwindenden persönlichen Bezug der Bevölkerung zu den Verbrechen der Nazis verschwindet auch der Antrieb — oder das Bedürfnis —, die Juden weiterhin als Sonderfall zu behandeln.

Das ist, glaube ich, in Ordnung und nicht zu beklagen. Die außerordentliche Rücksichtnahme und der Sonderstatus, die der jüdischen Führung und ihrer Schar einst zuteil wurden, waren vollauf berechtigt; sie hatten ihre Vorzüge und haben das zweifellos immer noch. Doch die Vorzeichen haben sich geändert. «Ich will nicht bestreiten, dass es sich gut anfühlt, solange es dauert», bekannte mir gegenüber kürzlich ein Verantwortlicher, «aber es kann nicht ewig so weitergehen — und das ist vermutlich gut so.»

Ich teile diese Einschätzung. Es birgt langfristige Risiken für eine Minderheit, ewig als «Sonderfall» angesehen zu werden, welche unmittelbaren Vorteile auch immer daraus entstehen. Die Geschichte lehrt uns, dass «besonders» auch «anders» bedeutet und irgendwann Neid, Ressentiments und Ärger hervorbringen kann. In der Welt des 21. Jahrhunderts ist die Gleichbehandlung aller Bürger einer demokratischen Gesellschaft das richtige Ziel.

Je mehr die deutschen Juden aufhören, etwas Besonderes zu sein, desto mehr wird sich ihre Situation und die damit verbundenen, existenziellen Fragen an die der amerikanischen und anderen westeuropäischen Juden angleichen. Dort haben multiple Zugehörigkeiten — zu dem Land, dessen Bürger man ist, zu einem der besonderen Herkunft geschuldeten ethischen und kulturellen Erbe oder zu einer religiösen Gemeinschaft — seit langem aufgehört, ein Widerspruch oder ein Problem zu sein. Auch für die Juden gilt das voll und ganz. Man kann stolzer Bürger sein, sich gleichzeitig auch mit dem Judentum und jüdischer Kultur und Tradition identifizieren und sich auch zu der Befürwortung und Unterstützung Israels als jüdischer Staat und Heimat für 40 Prozent des weltweiten Judentums bekennen.

Ich bin mir selbstverständlich dessen bewusst, dass die Geschichte einer Nation dabei immer eine wichtige Rolle spielt. In den Vereinigten Staaten ist es lange Tradition, dass die Loyalität eines Bürgers nicht wegen seiner Religion oder Zugehörigkeit zu einer bestimmten ethnischen Gruppe in Frage steht. Ich weiß, dass dies in Deutschland historisch nie in der gleichen Weise der Fall war, vor allem nicht für die Juden. Im 19. Jahrhundert war es ein Quell großer Frustration und des Schmerzes für sie, und in meinem Buch, *Die Unsichtbare Mauer*, berichte ich zum Beispiel von dem Leid zweier meiner Vorfahren, Rahel Varnhagen und Giacomo Meyerbeer, in genau diesem Punkt. Trotz des vielen Beifalls für ihre Errungenschaften blieben sie in den Augen der Deutschen immer andersartig («kosmopolitisch» lautete das Codewort), nie wurden sie als echte Deutsche angesehen.

Doch auch hier hat sich diese Einstellung schon weitgehend, wenn auch nicht vollkommen geändert. Das 21. ist nicht das 19. Jahrhundert. Nicht nur schwindet das antijüdische Ressentiment in Deutschland und in der westlichen Welt; die digitale Revolution hat auch viele der vorherrschenden Haltungen fundamental revidiert. «Kosmopolitisch» ist nicht länger ein Stigma und hat für deutsche Ohren keinen abwertenden Beiklang mehr. Echtzeitkommunikation und offene Grenzen haben die ethnische Vielfalt vergrößert und in den Köpfen vieler für eine differenziertere Definition von «Deutschsein» gesorgt. Hier wie anderswo scheint mir, dass die Elemente der Zugehörigkeit der Bürger im Fluss sind und diffuser werden. Einst eine Rarität, die für Stirnrunzeln sorgte, ist heute zum Beispiel die doppelte Staatsbürgerschaft für Amerikaner, Israelis und auch Deutsche nicht mehr ungewöhnlich. Ich vermute sogar, dass sie mit dem Fortschreiten der Europäisierung dieses Kontinents noch alltäglicher werden wird.

Was also heißt es, in dieser neuen Welt in Deutschland Jude zu sein und ein offenes und positives jüdisches Leben zu führen? Viele werden sich einer Gemeinde oder anderen jüdischen Organisation anschließen und sich für dieses oder jenes zionistische Anliegen einsetzen. Andere, stärker säkulare Juden werden dies, wie auch in den Vereinigten Staaten oder anderswo, nicht tun; trotzdem werden auch sie nur selten an ihrer jüdischen Identität zweifeln oder sie gar aufgeben. Die Erfahrung zeigt, dass das Risiko einer «Verwässerung» der jüdischen Identität für die meisten säkularisierten und an jüdische Institutionen nicht gebundenen Juden eher theoretisch als real ist. Auch wenn mehr als die Hälfte der deutschen Juden außerhalb des organisierten Judentums lebt, sehe ich da kein sehr großes Risiko.

Die Kernfrage darum lautet: Was ist es genau, das einen Juden in der heutigen Welt ausmacht, wie er sich als Jude definiert, wenn nicht über den religiösen Glauben? Woraus besteht für säkulare Juden in der modernen Welt der Kitt, der sie an ihr jüdisches Erbe bindet? Ist er stark genug, um ihre Identität als Jude neben vielfältigen anderen Zugehörigkeiten zu erhalten? Und welche Chancen, aber auch Pflichten erwachsen daraus?

IV

Meine eigene, zugegebenermaßen sehr persönliche Antwort auf diese Fragen brauchte eine gewisse Zeit der Reifung. Ich bin in einer deutsch-jüdischen Familie aufgewachsen, die sich nicht näher mit jüdischen Angelegenheiten befasste und sich darüber auch nicht allzu viel Gedanken machte. Mit meinen Eltern floh ich in eine schwierige Existenz in China, wo ich zum ersten Mal ohne großes Vergnügen über diese Dinge nachdachte. Staatenlos, verarmt, frustriert und scheinbar von der Welt vergessen und verlassen kam mir das Jüdischsein oft vor wie eine Laune des Schicksals und eine unbequeme Last mit wenigen greifbaren Vorzügen. Heute ist mir klar, dass es genau diese ersten Berührungen mit dem Reichtum des sehr gemischten jüdischen Lebens im Schanghaier Ghetto und später das Erleben eines vielfältigen amerikanischen Judentums in meiner neuen Heimat waren, die mein jüdisches Bewusstsein gefestigt haben und die Grundlage für meine lebenslange, bedingungslose jüdische Identität bildeten.

Mir wurde bewusst, wie auch mich gemeinsames jüdisches Schicksal, Traditionen, geschichtliche Erfahrungen und Werte geprägt haben und wie sehr es mich an das Judentum bindet, an meine jüdisch-amerikanischen Mitbürger, an meine deutsch-jüdischen Freunde, aber auch an Juden in aller Welt. Dass diese Werte tiefe, religiöse Wurzeln haben, ist mir auch als säkularer Jude vollkommen klar.

In der Enge des Ghettos und unter dem Eindruck eines enormen Drucks von außen, aber auch in der Vielfalt des amerikanischen Judentums unter freien und demokratischen Bedingungen, sah ich, dass ich einem Volk mit einzigartigen religiösen und ethischen Werten angehöre und tief damit verbunden bin, dass sie meine Identität unauslöschlich geprägt und ihr auf sehr persönliche Weise Bedeutung verliehen haben.

Es sind Werte, die auch in der gesamten zivilisierten Welt tiefe Spuren hinterlassen haben, denn sie gelten für die ganze Menschheit: die Liebe zum Lernen, Achtung der Gesetze, Bindung an Familie und Tradition, Toleranz, Menschenliebe, Wohltätigkeitssinn, Mitgefühl für die Armen, Unterdrückten und weniger Glücklichen der Welt.

Und auch jene Werte, die aus tausenden Jahren gemeinsamer historischer Erfahrung und einem gemeinsamen Schicksal erwachsen sind, wie abstraktes Denken, intellektuelle Errungenschaften, Anpassungsfähigkeit und Flexibilität des Geistes, Sinn für Humor und eine Art, mit einem ethischen Rüstzeug und einer gesunden Mischung skeptischer Ironie auf eine unvollkommene Welt und die Begabung des Menschen zum Guten wie zum Schlechten zu blicken.

Ich bin, wie schon erwähnt, kein Wissenschaftler der Jüdischen Studien. Daher ist diese Aufzählung sicher unvollständig und mangelhaft. Doch auf meine eigene begrenzte Weise drückt sie das aus, was ich fühle und was mein Leben als säkularer Jude geprägt hat. Das ist auch für viele andere so, und so wird es auch für viele deutsche Juden sein und bleiben.

An der Hochschule für Jüdische Studien ist es Ihre Aufgabe, das gesamte Spektrum des jüdischen Glaubens und jüdischer Werte zu studieren und zu vermitteln. Sie leisten damit nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Vertiefung des Wissens über das Judentum, sondern bereichern auch das breitere gesellschaftliche Leben in Deutschland. Indem wir die Geschichte und die Traditionen des deutschsprachigen Judentums und seinen Einfluss auf die deutsche und die westliche Kultur vermitteln, leisten wir am Jüdischen Museum in Berlin auch unseren bescheidenen gesellschaftlichen Beitrag.

Das ist die Herausforderung — und Chance — für uns alle, wo auch immer wir leben: einen solchen Beitrag durch das eigene Beispiel zu leisten, jeder auf seine eigene Weise, als Jude und gerade auch in Deutschland.